

lich aus metallverarbeitenden Berufen) stark vertreten, denen die Dequalifikation drohte.

Diese Feststellungen sind schwerlich geeignet, Hermanns These nachhaltig zu stützen, die USPD sei mehr gewesen als eine zeitgebundene Mischung aus Anti-Kriegsbewegung und »proletarischer Protestpartei« (H. A. Winkler) gegen die sozialen Konsequenzen des verlorenen Waffengangs. Und weder der Hinweis auf den von ihm detailliert geschilderten Aufschwung der Parteiorganisation *nach* der Revolution, der auch in der Pfalz offenkundig bereits *vor* der Spaltung seinen Zenit überschritten hatte, noch auf das Vorhandensein einiger fähiger Funktionäre, die später zumeist in der SPD reüssierten, vermag an diesem Urteil Substantielles zu ändern. Zwar bietet die jüngste deutsche Parteiengeschichte ein Beispiel dafür, daß die Metamorphose einer heterogenen Protestbewegung zur dauerhaften Parteiorganisation – mit viel Aufwand an Schmerzen und Zeit – gelingen kann, wenn die Umstände günstig sind. Doch allzu wenig spricht dafür, daß die USPD jemals während ihrer kurzen Geschichte auf dem Weg in diese Richtung gewesen wäre. Zu spezifisch waren die Ursachen ihres Aufstiegs: der Krieg und die durch ihn ausgelösten wirtschaftlichen und sozialen Turbulenzen bis zum Ende der Inflationsperiode; zu einseitig beschränkten sich Programm und erst recht Politik der Parteimehrheit auf die Negation der »nationalen Einheitsfront« während des Krieges und der Separatistenkämpfe, der parlamentarisch-gouvernementalen Koalitionspolitik der MSPD wie des revolutionären Putschismus der Kommunisten, des Sozialpartnerschaftskurses der freigewerkschaftlichen Führung wie des Syndikalismus der Arbeiterunionen. Wenn es ihn denn je gegeben haben sollte, jenen vielbeschworenen »Dritten Weg« zwischen dem sozialdemokratischen Etatismus eines Johannes Hoffmann und der bolschewistischen Revolution à la KPD – die USPD repräsentierte ihn offenkundig nicht³, weder in der Pfalz noch anderswo. *Michael Ruck, Mannheim*

Dagmar Kift, Arbeiterkultur im gesellschaftlichen Konflikt. Die englische Music Hall im 19. Jahrhundert (= Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für deutsche und ausländische Arbeiterliteratur der Stadt Dortmund, Reihe 2, Bd. 7), Klartext Verlag, Essen 1991, 240 S., kart., 38 DM.

Um es gleich vorwegzunehmen: das kleine, bebilderte, unscheinbar daher kommende Buch über die englische Music Hall ist eine vorzügliche Studie, die Beachtung verdient. Das betrifft Inhalt, Ansatz und Ergebnisse. Zum Inhalt: Nach einer forschungsgeschichtlichen und methodischen Einleitung behandelt Kapitel 2 Geschichte, Programm und Publikum der Music Hall von ihrer Entstehung in der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu ihrem Höhepunkt an seinem Ende. Kapitel 3 rekonstruiert und analysiert die Auseinandersetzungen um diese kommerzielle Unterhaltungsindustrie für die Arbeiterschaft an typischen lokalen Beispielen. In chronologischen Abschnitten untersucht die Autorin die jeweils im Vordergrund stehenden Konfliktfelder: Konkurrenzkämpfe im Freizeitbereich, Alkoholfrage, Programminhalte und Prostitution. Eine einordnende Zusammenfassung schließt den Band ab. Im Unterschied zur älteren, überwiegend anekdotischen Literatur steht in der gesamten Abhandlung die Londoner Szene nicht im Vordergrund, sondern wird die Kultur in den Industriegebieten Lancashires und Yorkshires, wo sich die Music Halls am stärksten entwickelten, schwerpunktmäßig erforscht und in ihrer Andersartigkeit und Eigenart erklärt. Die Provinz erfährt hier gegenüber der Metropole zu Recht eine Aufwertung. Anders

3 Zu dem gleichen Urteil gelangen im übrigen *Storm* und *Walter* (Anm. 1) mit Blick auf die sozialistische Linke der späteren Weimarer Jahre; sie verstehen ihren Versuch insoweit auch »als vorsichtige Rehabilitierung des »rechten Zentrismus« in der Sozialdemokratie. (S. 6)

als neuere Untersuchungen, die sich nur mit Einzelaspekten befassen, liefert Kift so eine inhaltlich und zeitlich umfassende Auseinandersetzung.

Zum Ansatz: Arbeiterkultur wird nicht wie lange üblich als Arbeiterbewegungskultur verstanden, sondern als Alltag und Lebensweise der Arbeiter, ohne sie allerdings als autonome Gegenkultur zur bürgerlichen aus ihrem Kontext zu lösen. Untersuchungsgegenstand ist hier ein bisher wenig behandelter, für das Verständnis der Arbeiterkultur in einem weiteren Sinne aber hochinteressanter Bereich: die kommerzielle Unterhaltungsindustrie. An ihr lassen sich einerseits die Einflüsse kultureller Massenprodukte, die von unternehmerischen Interessen bereitgestellt werden, auf den Alltag, und andererseits in umgekehrter Richtung der Einfluß von Tradition und Lebensweise der Arbeiter auf die Unterhaltungsindustrie untersuchen. Methodisch setzt sich Kift ausdrücklich von einer seit den 1970er Jahren vertretenen Perspektive der englischen Sozialgeschichtsschreibung ab, die im 19. Jahrhundert – in Abkehr von der »Whig-Interpretation« – einen Ausbau der Machtstellung der alten Eliten mit Hilfe einer umfassenden Sozialdisziplinierung sehen wollte. Als Leitfragen faßt sie statt dessen in Anlehnung an Gramscis Hegemoniekonzept vier Thesen zusammen, die wechselseitige Beeinflussung und Entwicklung miteinander konkurrierender Kulturen zulassen: 1) Die politische und soziale Elite versuchte durch Reform, Verbot und Reglementierung die sich herausbildende Arbeiterkultur anzupassen und zu bekämpfen, um einen gesellschaftlichen Konsens zu schaffen. 2) Dabei bestand zwischen Herrschenden und Beherrschten keineswegs immer eine klare Frontlinie. 3) Zwischen Absicht und Erfolg gab es erhebliche Unterschiede, denn die Adressaten der Bemühungen von oben erwiesen sich nicht als passive Rezipienten, sondern widerstanden, paßten die Reformangebote an oder zogen aus ihnen Gewinn für die eigenständige gesellschaftliche Position und ihre individuelle Existenz. 4) Verhalten änderte sich nicht unbedingt aufgrund von »sozialer Kontrolle«, sondern vielmehr durch Anpassung an veränderte sozioökonomische Lebensbedingungen oder als Ausdruck eigener Bedürfnisse. Unter diesen Gesichtspunkten kann die Autorin eine überzeugende sozialgeschichtliche Untersuchung vorlegen, die zu Erkenntnissen über das komplexe Verhältnis von Arbeiterschaft, Gesellschaft und Staat in der englischen Industriegesellschaft führt.

Zu den Ergebnissen nur kurz, denn die Lektüre lohnt: Das Publikum der Music Hall entstammte seit den Anfängen fast ausschließlich der Arbeiterschaft, bis in den 1890er Jahren alle gesellschaftlichen Schichten vertreten waren. Der untere Mittelstand nahm an dieser Kultur bereits früher teil, wenn auch häufig in getrennten Sitzbereichen. Männer und Frauen, Familien, Nachbarn und Arbeitskollegen genossen das Gesamtprogramm aus Geselligkeit, Essen, Trinken, Unterhaltung und Belehrung. Die Kommunikationszentren gliederten damit kulturelle Defizite der nordenglischen Industriestädte aus. Sie waren aber nicht nur ein »Symbol des Trostes« (Stedman Jones), sondern unterstützten öffentlich die kulturelle Identität ihres Publikums, wobei die dort vorgeführten Inhalte und Verhaltensweisen im Gegensatz zu den Moralvorstellungen des viktorianischen Bürgertums standen. Die Untersuchung der heftigen Auseinandersetzungen um die Music Hall belegt im Sinne des geschilderten Ansatzes, daß die Frontstellung nicht ausschließlich entlang der Klassengrenzen verlief. Ein Teil ergab sich aus Konkurrenzkämpfen mit bestehenden Einrichtungen im Freizeitbereich (Pubs und Theater). In einem anderen Bereich (Alkoholdebatte) kam es zu unterschiedlichsten Bündnissen über Grenzen hinweg. Sehr gut bezieht die Autorin ein, wie die Kommunalverwaltung, die sich trotz der Reformen seit 1835 in einem Zustand der organisatorischen Unübersichtlichkeit befand, Einfluß auf die Konflikte nahm. Die These vom zunehmenden Staatsinterventionismus, zudem mit dem bestimmten Ziel sozialer Kontrolle, weist sie deutlich zugunsten eines ungleichmäßigen Prozesses der Bürokratisierung zurück. Am intolerantesten erwiesen sich die verschiedenen Reformgruppen, die partiell den Klassenaspekt in den Konflikt einbrachten, allerdings ohne staatliche Einrichtungen oder das gesamte Bürgertum uneingeschränkt hinter sich zu bekom-

men. Sie scheiterten letztlich mit ihren Disziplinierungsmaßnahmen an der Resistenz der britischen Arbeiterkultur, zu deren kultureller Identität auch die Music Hall mit der dort entwickelten eigenen »Respektabilität« beitrug. Das zeigt dieser inhaltlich anregende, methodisch wegweisende Band, dem andere Studien zur Unterhaltungs- und Freizeitindustrie folgen mögen.

Johannes Paulmann, London

Herbert Dierker, *Arbeitersport im Spannungsfeld der Zwanziger Jahre. Sportpolitik und Alltagserfahrungen auf internationaler, deutscher und Berliner Ebene* (= Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für deutsche und ausländische Arbeiterliteratur der Stadt Dortmund, Reihe 2, Bd. 6), Klartext Verlag, Essen 1990, 278 S., kart., 29,80 DM.

Als dritte traditionelle Säule der Arbeiterbewegung, neben der SPD und den freien Gewerkschaften, war auch der Arbeitersport während der Weimarer Republik von den heftigen Auseinandersetzungen der in Sozialdemokraten und Kommunisten gespaltenen Arbeiterparteien betroffen. Doch während sich die Wege der SPD und der KPD bereits am Ende des Kaiserreichs getrennt hatten, blieben sozialdemokratische und kommunistische Gewerkschafter und Arbeitersportler trotz vielerlei Spannungen bis 1929 in gemeinsamen Organisationen vereint.

Für den Arbeitersport hat es Herbert Dierker in seiner Dissertation mit dem etwas nebulösen Titel »Arbeitersport im Spannungsfeld der Zwanziger Jahre« übernommen, den über ein Jahrzehnt schwelenden Konflikt zwischen »Reformisten« und »Revolutionären« bis zum endgültigen Auseinanderbrechen der deutschen Arbeitersportbewegung detailliert nachzuzeichnen. Ein Bruch, der, wie Dierker in seiner Ausgangsthese formuliert, aufgrund der generellen Differenzierung der Arbeiterbewegung in ein sozialdemokratisches und ein kommunistisches Lager unvermeidlich war. Im Unterschied zu bisherigen Untersuchungen zur deutschen Arbeitersportbewegung konzentriert sich Dierker nicht auf die nationale Ebene, die vor allem durch den »Arbeiter-Turn- und Sportbund« (ATSB) repräsentiert wurde. Er geht vielmehr vom internationalen Organisationsrahmen des Arbeitersports über den nationalen Verband zur lokalen Vereinsebene, am Beispiel Berlin, über. Doch so verdienstvoll vor allem die Einbeziehung der internationalen Sportpolitik ist, so ergeben sich aus der strikten Trennung der drei Untersuchungsebenen methodische Probleme. Zusammenhänge, Parallelen, aber auch Differenzen des Spaltungsprozesses im internationalen, im deutschen und im Berliner Arbeitersport lassen sich nur mit Hilfe vieler Rückverweise und Wiederholungen darstellen. Eine differenziertere chronologische Gliederung, welche die drei Untersuchungsebenen verflochten hätten, wäre sicherlich der Betonung der Interdependenzen, aber auch der Lesbarkeit zugute gekommen.

Die Schuldfrage der Spaltung, lange Zeit Lieblingsthema der DDR-Sporthistoriographie, aber auch mit umgekehrten Vorzeichen von Horst Ueberhorst thematisiert, ist für Dierker irrelevant, da der Arbeitersport nur die längst eingeleitete Differenzierung der Arbeiterbewegung nachvollzog und die Konzeption der politischen Neutralität des Arbeitersports, die Mitte der 1920er Jahre die Konflikte überlagert hatte, sich nicht als tragfähig erwies. Nach der Spaltung bekannten sich beide Lager des Arbeitersports eindeutig zu einer der Arbeiterparteien, was vor allem durch die direkte Beteiligung des »Zentralkomitees für Arbeitersport« an Massenkundgebungen der sozialdemokratischen »Eisernen Front« sowie durch die Aktivitäten der »Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit« an Demonstrationen der KPD deutlich zum Ausdruck kam.